Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Alt.)

Nr. 11 | Berlin, November 1924 | 23. Jahrgang

Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1 Goldmark.

Altes und Neues.

Geht ein Staat mit einer außerstaatlichen Priesterhierarchie Verträge ein — und seien es noch so harmlose — so muß der Staat mit der Zeit daran zugrunde gehen; das ist genau ebenso sicher wie der Satz von der Hypotenuse. Neben der opportunistischen Politik des Augenblickes müßten wir noch eine Wissenschaft der mathematischen Politik besitzen, welche genau dartäte, wohin ein jeder Weg führt.

Der gewaltigen Erscheinung der römischen Hierarchie gegenüber achtlos, skeptisch, gleichgültig, in blasser Sympathie oder blasser Antipathie — wie Millionen von Protestanten und Katholiken — zu verharren: das kann nur Blindgeschlagensein oder geistige Schwäche erklären. Wer dagegen erkennt, was hier vorgeht und wie hier die Zukunft der ganzen Menschheit, insbesondere aber die Zukunft alles Germanentums, auf dem Spiele steht, hat nur die eine Wahl: entweder Rom zu dienen oder Rom zu bekämpfen; abseits zu bleiben ist ehrlos.

Houston Stewart Chamberlain.

(Grundlagen[4]. Vorw. S. 78.)

Die Entscheidungsschlacht auf märkischem Sande.

„Die Kirche rastet nicht und mit den Mauerbrechern der Kirche werden wir diese Burg des Protestantismus langsam zerbröckeln müssen. Wir werden in den vorgeschobensten norddeutschen Distrikten die zerstreuten Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie dem Katholizismus erhalten und Pioniere nach vorwärts werden. Mit einem Netze von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern, und durch eine Unzahl von Klöstern diese Klammern befestigen und damit den Protestantismus erdrücken und die katholischen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg zugeteilt worden sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen."

Ist dieses Wort wirklich von katholischer Seite gesprochen worden? Seit seiner ersten Veröffentlichung in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 20. Juni 1872 wurde es als von dem Freiburger Professor des Kirchenrechts Hofrat Dr. Buß stammend, in der Oeffentlichkeit viel angeführt, von ultramontanen Schriftstellern mit großem Eifer als unecht abgelehnt. In neuester Zeit hat wieder Max Pribilla S. J. in der Jesuitenzeitschrift „Stimmen der Zeit" (Oktoberheft) nicht weniger als 20 Seiten drangerückt, um die Unechtheit dieses Wortes zu erweisen. Dabei fällt sogar ein halbes Lob auf die Wartburg, die (1917, 51) geschrieben hat: „Dieses Zitat läßt sich nicht belegen, und eine vorsichtige wissenschaftliche Polemik wird es nicht benützen. Immerhin tauchte dieses Zitat, angeblich 1851 in einer Universitätsvorlesung gesprochen, 1872, noch bei Lebzeiten des angeblichen Urhebers, zum ersten Male auf. Der ehemalige Hörer, der es in der „Neuen Freien Presse" im Juni 1872 veröffentlichte, sandte sofort eine Nummer unter Streifband an Hofrat Buß, der der Echtheit nicht widersprochen hat. Das ist natürlich kein völliger Beweis für die Echtheit und eine streng vorsichtige Polemik wird — wir wiederholen dies — sich das Zitat nicht zu eigen machen."

Wir fürchten sehr, der Anerkennung durch die „Stimmen der Zeit" nun völlig verlustig zu gehen, wenn wir die Anschauung aussprechen, daß ihrem Mitarbeiter der Gegenbeweis, also der Beweis für die Unechtheit des umstrittenen Wortes durchaus mißlungen ist. Pribilla macht sich seine Sache etwas leicht, und gleitet an den entscheidenden Punkten glatt vorbei. Wie er selbst mitteilt, drang das Wort erst in weitere Kreise, als es am 7. Mai 1875 durch den Preußischen Kultusminister Falk in der Sitzung des Abgeordnetenhauses angeführt wurde. Sofort d. h. noch in derselben Sitzung erwiderte Windhorst und sagte u. a.: „Ich weiß nicht, ob der Hofrat Buß eine solche Rede gehalten hat. Hat er sie gehalten, so hat er eine sehr einfältige Rede gehalten." Als sich am 10. Mai der nationalliberale Abgeordnete Dr. von Sybel (der Historiker) wieder mit der Bußschen Rede befaßte, erwiderte Windthorst „zunächst, daß diese Rede ihrer Authentizität nach absolut noch nicht nachgewiesen ist, und ich werde abwarten, was der Herr Hofrat Dr. Buß selbst darüber zu sagen haben wird". Herr Hofrat Dr. Buß hatte aber nichts darüber zu sagen, obgleich er selbst damals dem deutschen Reichstag angehörte (1874—1877), was Pribilla mitzuteilen versäumt hat. Pribilla deutet einigemale an, daß Buß damals alt und verbraucht gewesen sei; er berichtet (nach Schulte), daß er in den 60er Jahren mehrere Jahre in einer Heilanstalt für Geisteskranke untergebracht gewesen sei. Aber wenn ihn die badische Zentrumspartei zum Reichstagsabgeordneten wählen ließ, so wird er doch wohl noch nicht ganz fertig gewesen sein, mindestens müssen doch wohl seine geistigen Fähigkeiten noch zu der Erklärung ausgereicht haben, ob er die bewußten Sätze ausgesprochen hat oder nicht. Er nahm wenigstens 1875 noch am politischen und parlamentarischen Leben (nach Dor) regen Anteil. Es mag allerdings eine derartige Zumutung in Buß peinliche Erinnerungen geweckt haben. Buß wurde am 10. Sept. 1846 in der zweiten badischen Kammer zuerst von dem Abgeordneten Brentano auf ein glaubensfeindliches Gedicht aus seiner radikalen Vergangenheit festgelegt; als er sich darauf mit einer ungezogenen Bemerkung aus der Verlegenheit ziehen wollte, verlas der Konstanzer Abgeordnete Mathy einen Aufruf aus der Feder von Buß zu Spenden für ein Denkmal, das den Märtyrern Hus und Hieronymus in Konstanz gesetzt werden sollte. Die glühenden Worte über „die Flammen des Ketzergerichts" wurden von Buß zuerst abgeleugnet und erst als Mathy den Entwurf mit der Handschrift des Buß aus der Tasche zog, zugegeben. Näheres über diesen Vorgang kann nachgelesen werden bei Gustav Freytag, Karl Mathy S. 232. Buß mochte wohl be-

fürchten, daß unter Berufung auf jenen Vorfall eine einfache Erklärung als ungenügend betrachtet werden könnte. Die wortreiche Verteidigung seines Lebensbeschreibers Franz Dor (Freiburg 1911) bestätigen nur die Vorwürfe gegen Buß.

Somit steht auf der einen Seite die Tatsache, daß das böse Wort des Freiburger Professors erst nach 21 Jahren an die Oeffentlichkeit kam — das ist an sich nichts Unerhörtes; wie manches Bismarckwort z. B. ist erst in den letzten Jahren bekannt geworden, ohne daß deswegen seine Echtheit zu bezweifeln wäre. Auf der anderen Seite steht seine Bezeugung durch einen als zuverlässig bekannten Ehrenmann, den Heidelberger Oberamtsrichter F. Beck, dessen Urheberschaft an dem Aufsätzchen der N. Fr. Pr. wiederum bewiesen wird durch den Geh. Oberjustizrat und Senatspräsidenten Dr. Petri. Es ist ein starkes Stück, wenn Pribilla beide mit einer einfachen Handbewegung als Altkatholiken, also „scharfe Gegner von Buß und daher befangene Zeugen“ beiseite schieben will. Was würde sein Ordensbruder Grisar dazu sagen, wenn wir jeden papsttreuen Schriftsteller der Reformationszeit, aus dem er sich seine Kenntnis von Luther holt, als befangen ablehnen würden? Und dazu kommt die Tatsache, daß der damals noch lebende Buß nichts tat, um der Mitteilung zu widersprechen, obgleich Windthorsts zweite Rede (s. o.) gar nicht anders aufgefaßt werden kann, als dahin, daß Buß zu einer Aeußerung aufgefordert worden war. Pribilla ist natürlich unter diesen Umständen gegen die Anwendung des auch sonst so heiklen argumentum e silentio. Wir könnten reiche Leute werden, wenn wir für jeden Fall einen Taler bekommen könnten, wo in der römischen Polemik dieses argumentum e silentio („Die Nachricht ist unwidersprochen geblieben“) angewendet wird. Warum soll es hier, bei einer mit Namen belegten Zeugenaussage nun mit einem Male nicht gelten?

Noch eine kleine Anmerkung: Den Anlaß zu unserer seinerzeitigen Aeußerung (Wartburg 1917, 51) über den Bußschen Ausspruch bot eine Mitteilung der katholischen Zeitschrift für Gebildete aller Stände „Der Fels“ (Novemberheft 1917), in der erklärt wurde, daß der Bierkrügelspruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang usw. „von Luther stammt, ist historisch nicht erwiesen, wird aber allgemein angenommen. Die Behauptung, daß Luther der Urheber ist, findet sich zuerst im Wandsbecker Boten vom Jahre 1775“. (Nicht diese Behauptung, sondern das ganze Sprüchlein findet sich dort zuerst; wahrscheinlich stammt es von Voß, worüber sich alles weitere im Büchmann findet.) In derselben Nummer desselben Blattes wird gestrenges Gericht gehalten über zwei Schriftsteller, die sich das Zitat von Buß zu eigen gemacht haben. Hat man wirklich ein Recht, hier, wo der Tatbestand und die Bezeugung doch wirklich ganz anders liegt, so überkritisch vorzugehen, wenn man von jenem Philistersprüchlein zu erklären wagt, seine Herkunft von Luther werde allgemein angenommen? Und dieser Fall ist durchaus nicht vereinzelt!

Es mag noch ein Rest bleiben, so z. B. die nicht hinreichend geklärte Frage, bei welcher Veranlassung nun eigentlich Buß in dem erörterten Sinn gesprochen habe (hier ist der einzige Punkt, an dem Pribilla mit einigermaßen beachtenswerten Gründen einsetzt); aber dazu reicht die Lage der Untersuchung nicht aus, mit volltönenden Worten und mit sittlichen Anwürfen gegen die Verbreiter des Wortes seine Unechtheit in die Welt zu rufen.

2.

Der Jesuit Pribilla möchte gern der ganzen Angelegenheit ein möglichst harmloses Gesicht geben. Wieviel unnötige Zeit vergeuden wir Deutsche doch unnütz im politischen und konfessionellen Kampfe, bemerkt er sehr richtig — und schreibt zwanzig Seiten über die Frage, ob Buß vor 73 Jahren das oder jenes gesprochen oder nicht gesprochen. Die protestantische Polemik aber (so meint er; es ist aber durchaus nicht nur die protestantische Polemik, sondern auch politische oder kulturpolitische Gegner, die das Wort von Buß anführen, vgl. die Aufzählung von 21 Stellen bei Pribilla, von denen nur neun der „protestantischen Polemik“ angehören) sei auf dieses Wort wie versessen. Denn „hier haben die Gegner einmal einen Ultramontanen, der genau das sagt, was sie zu ihren Zwecken gesagt wünschen“. Nun können wir freilich zugeben, daß die Frage der Echtheit, d. h. der Möglichkeit eines geschichtlich zwingenden Nachweises hier wirklich nicht das Entscheidende ist. Wie so oft in der Weltgeschichte. Ob Luther in Worms wirklich gesagt hat: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, d. h. ob dieses Wort durch Zeugen für den Historiker einwandfrei nachgewiesen werden kann oder nicht, ist doch nebensächlich im Vergleich zu der Tatsache, daß Luther in Worms wirklich fest in seinen Schuhen stand, weil er nicht anders konnte, weil er unter der zwingenden Macht seines in Gott gebundenen Gewissens stand. Oder wir können gern zugeben, daß die „Geheimen Vorschriften“ (Monita secreta) des Jesuitenordens, die im Jahre 1611 erschienen, kein amtliches Schriftstück des Ordens sind, sondern eine Satire auf den Orden und seine Schliche — läßt sich doch ohne Mühe der Nachweis erbringen, daß der Orden durchaus nach den ihm dort zugeschriebenen Grundsätzen gehandelt hat. Man könnte sich noch an ein auf anderem Gebiete liegendes Beispiel aus jüngster Zeit beziehen: Die vielbesprochenen „Geheimnisse der Weisen von Zion“.

Wir fragen: Ist denn nicht seit 1851 die römische Propaganda genau auf den Wegen gegangen, die in jenem Worte gewiesen worden sind? „Die Kirche rastet nicht und mit den Mauerbrechern der Kirche werden wir diese Burg des Protestantismus langsam zerbröckeln.“ Ist dies nicht inhaltlich dasselbe, wie wenn Moufang auf dem deutschen Katholikentag von 1876 erklärt: „Irgendein Kardinal, ich glaube Wisemann, hat gesagt, daß der Protestantismus, wenn er 300 Jahre durchlaufen haben wird, zu demselben Ziel gelangen wird, wie der Arianismus und andere Häresien. Ich erinnere mich jetzt, es war der Kardinal Manning, der dies sagte, aber Wisemann prophezeite, daß auf märkischem Sande einst der letzte Kampf gegen den Protestantismus ausgefochten werden würde. Sowohl was von den 300 Jahren gilt, als die Prophezeiung bezüglich des Auskämpfens auf dem märkischen Sande ist in unseren Tagen in unserem Berlin eingetreten, wo die evangelische Kirche völlig darniederliegt . . . .“ Oder wenn Racke auf dem Katholikentag von 1893 ausruft: „Notwendig ist, wenn wir in dem Kampf nicht unterliegen wollen, daß der Ring der katholischen kirchlichen Anstalten überall in Deutschland geschlossen wird. Wenn das der Fall ist, dann, meine ich, können wir mit Ruhe diesem Entscheidungskampfe entgegensehen. Daß dieser Ring der katholisch-kirchlichen Anstalten überall in Deutschland geschlossen werde, das ist die Aufgabe des Bonifatiusvereins.“ Aehnlich Bachem 1892 auf dem Katholikentage in Mainz — lauter anerkannte Führer im deutschen Katholizismus. Wird man sie auch verleugnen?

„Wir werden in dem vorgeschobensten norddeutschen Distrikten die zerstreuten Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie dem Katholizismus erhalten bleiben“ — ist denn etwa dieses Programm unausgeführt geblieben? Es ist hier, auf diesen Blättern, selbst schon vor der Ueberempfindlichkeit gewarnt worden, mit der eine Konfession der anderen bisweilen jeden Fortschritt in der Pflege der Zerstreuten zu beargwöhnen beliebt. Aber es ist doch schon hundertfach nachgewiesen, daß da und dort, in der Provinz Sachsen, in Brandenburg und anderwärts, die Versorgung der Zerstreuten — auch da, wo es sich vielfach um Flugsand handelte, vorübergehend Anwesende, polnische Sachsengänger — in einem Ausmaße vor sich ging, das dem wirklichen Bedürfnis sichtlich voraneilte, und für das es nur eine Erklärung gab: es sollen, um in der Heeressprache zu reden, die Cadres aufgestellt werden, die man durch nachdrückliche Werbearbeit aufzufüllen hofft!

„Mit einem Netze von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern und durch eine Unzahl von Klöstern diese Klammern befestigen und damit den Protestantismus erdrücken . . . .“ Der Bezirk der apostolischen Delegatur Berlin, der sein zahlenmäßiges Schwergewicht durchaus in Groß-Berlin mit der nächsten Umgebung hat, zählte (lt. Germania vom 23. April 1923) 548 017 Katholiken. Die Zahl der Seelsorgegeistlichen be-

trug 240, wozu eine schwankende Anzahl von anderen, großenteils aber auch nebenamtlich seelsorgerisch tätigen Priestern (laut Krose 61) kommt. 1920 zählte Berlin 108 katholische Ordensniederlassungen mit 1216 Mitgliedern. An katholischen gottesdienstlichen Stätten gibt es in Berlin 105 Kirchen und Kapellen, in der übrigen Delegatur 108 (wiederum zu einem bedeutenden Teil in der näheren Umgebung von Berlin), zusammen 213. Außer 36 katholischen Gemeindeschulen (öffentlichen Schulen, die von den weltlichen Schulbehörden geleitet werden) gibt es drei Privatschulen, vier höhere Mädchenschulen, zwei Präparandenanstalten, ein Lehrerinnenseminar mit Präparandenanstalt. Außerdem ist ein Jesuitengymnasium in der Gründung begriffen. Seit dem 1. Mai 1923 ist die Reichshauptstadt zwar noch nicht die Residenz eines Bistums, aber der Sitz eines Bischofs; der Bischofssitz in Berlin soll nach katholischen Zeugnissen Bürge dafür sein, daß sich der Wiederaufbau des katholischen Glaubens in den märkischen Gauen emsig weiter vollzieht. Die Jesuiten haben zwei katholische Kirchen in Berlin übernommen, in Biesdorf bei Berlin haben sie ein Exerzitienhaus, das namentlich auch für Nichtkatholiken bestimmt sein soll. Die Zahl der katholischen Vereine im Gebiet der apostolischen Delegatur, d. h. wiederum meist in Groß-Berlin und Umgebung, beträgt laut dem neuesten amtlichen Führer ???. In der Provinz Sachsen, im Freistaat Sachsen, liegen die Verhältnisse nicht viel anders. Nehmen wir dazu die sonstigen Klostergründungen im Deutschen Reiche. Von 1919 bis 1922 haben wir eine Zunahme von 146 männlichen und 565 weiblichen Ordensniederlassungen erlebt, die Zahl der Ordensniederlassungen ist damit auf 6802, die ihrer Mitglieder auf 84 050 gestiegen, obgleich von einem Mangel in der Seelsorge gewiß nicht geredet werden kann; es gibt außerdem im Deutschen Reich (neben 2892 Ordenspriestern) 19 370 Weltgeistliche. Oder jeder 240. Katholik im Deutschen Reich ist ein Klosterinsasse. Harmlose Leute, wie der Konfessionspolitiker der Frankf. Zeitung (?—?—?) lassen sich einreden, diese bedeutende Vermehrung sei nur ein Ausgleich dafür, daß früher die normale Ordensvermehrung durch gesetzliche Vorschriften unterbunden gewesen sei; nicht wir, sondern das Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Oesterreichs (4) findet es auffallend, daß die Katholiken des Deutschen Reichs 22 000 Priester und 67 222 Ordensschwestern zur Verfügung haben, während Deutsch-Oesterreich und die Tschechei zusammen ziemlich genau so viele Katholiken zählen, denen aber nicht ganz 10 000 Priester (45 Prozent der obigen Zahl) und kaum 13 000 Ordensschwestern (19 Prozent) dienen. **So** besetzt man also ein Land, das man schon zu haben glaubt, und **so** eines, das man erst erobern möchte! Entweder herrscht in Oesterreich und der Tschechei drückender Mangel, — dann wäre doch zu erwarten, daß die Gründungstätigkeit der Orden dort ihr Betätigungsgebiet finden würde (anstatt daß gerade auch österreichische Orden an der Ordensüberschwemmung des Deutschen Reichs sich beteiligen). Oder — die Schlußfolgerung ergibt sich von selbst.

Nun lesen wir nochmals: Mit einem Netz von katholischen Vereinen — durch eine Unzahl von Klöstern — wir werden in den vorgeschobensten Bezirken die zerstreuten Katholiken sammeln usw. Ist denn nicht Zug um Zug nach diesem Plane gehandelt worden? Liegt da nicht zum mindesten eine Wahrscheinlichkeit vor, daß ein ungestümer Führer und Draufgänger schon vor Jahrzehnten sich für ein solches Programm ausgesprochen haben kann? Hr.

(Schluß folgt.)

Das Thorner Blutgericht.
7. Dezember 1724.

Thorn, eine der ersten Gründungen des nach Preußen berufenen Deutschritterordens, hatte bald, infolge seiner vorteilhaften Lage an der schiffbaren Weichsel, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der Handel blühte, der Wohlstand wuchs. Schöne Kirchen, stattliche Kontore, reiche Zünfte, eine starke Befestigung legten Zeugnis ab von dieser deutschen Stadt in der Ostmark, die auch zur Hansa gehörte. Nach dem Zusammenbruch des Ordens stellte sich die Stadt freiwillig, aber unter Bedingung der Selbständigkeit ihres Gemeinwesens, unter polnische Oberhoheit (1454).

1557 nahm Thorn die evangelische Lehre an. Die Hauptkirchen der Stadt, sowie die meisten Landgemeinden öffneten sich der Reformation, und der Polenkönig Sigismund August sicherte der Stadt die freie Ausübung des evangelischen Gottesdienstes zu. Damals sah Thorn glückliche Tage. Evangelisch und deutsch waren der Magistrat und der größte Teil der Bürger. Deutsche Kultur und deutscher Gewerbefleiß ließen das Gemeinwesen gedeihlich aufblühen; kraftvoll wahrte die Bürgerschaft ihre Selbständigkeit auf politischem wie religiösem Gebiete und übte durch den Magistrat die bürgerliche und bischöfliche Gewalt aus. Durch vorsichtige Zurückhaltung wußte man alle Konflikte mit den polnischen katholischen Reichsbehörden zu vermeiden.

Das wurde anders mit dem Jahre 1595, das die **Jesuiten** in die Stadt brachte. Sie erzwangen bereits ein Jahr nach ihrem Einzuge in die Stadt die Abgabe der evangelischen Johanneskirche samt zugehörigem Kloster an ihren Orden. Mit dem konfessionellen Frieden war es seitdem vorbei, um so mehr, als die Jesuiten durch häufige Prozessionen die überwiegend protestantische Bevölkerung herausforderten. Sie wurden deshalb 1606 aus der Stadt verwiesen, kehrten aber noch im selben Jahre unter dem Schutze des Bischofs von Kulm zurück. 1667 wurde den Evangelischen auch noch die schöne Jakobikirche, das Kleinod aller Ordenskirchen, auf Grund gefälschter Dokumente entrissen, obgleich dies den Bestimmungen des kurz vorher geschlossenen Friedens von Oliva, der allen Religionsparteien ihren Besitzstand verbürgte, widersprach. Nun behielten die Evangelischen nur noch die letzte der drei Hauptkirchen, die Marienkirche. Auch deren Besitz erstrebten die Jesuiten für den römischen Gottesdienst, obgleich fast die ganze Stadtbevölkerung evangelisch und nur ein geringer Bruchteil römisch war.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts brachen Kriegsnöte und Seuchen über die Stadt herein; 1703 brandschatzte die Schweden Thorn mit 100 000 Talern, unaufhörliche Durchzüge der verschiedensten Kriegsvölker ließen die Stadt verarmen — und ehe sie sich nach diesen Schlägen erholen konnte, traten jene Ereignisse ein, die halb Europa in Trauer und Entrüstung versetzten und die unglückliche Stadt an den Rand des Verderbens brachten.

Am 16. Juli 1724 fand eine Prozession der Benediktinernonnen um die Jakobikirche statt. Das Schauspiel hatte auch evangelische Zuschauer, besonders Schüler des lutherischen Gymnasiums, angelockt. Da diese vor der Monstranz zwar das Haupt entblößten, aber nicht niederknieten, ging ein Jesuitenzögling, ein polnischer „Student", Stanislaus Lysiecki, mit Schimpfworten und tätlich gegen sie vor. Die protestantischen Knaben wichen ihm aus und entfernten sich, die Prozession wurde nicht gestört.

Zwei Stunden später, nach beendigter Prozession, fing derselbe Stanislaus Lysiecki neue Händel an. Es kam zu einer Schlägerei, in welche sich die Stadtwache einmischte und den Friedensstörer Lysiecki festnahm. Am anderen Morgen fanden Verhandlungen zwischen dem Rektor des Jesuitenkollegs und dem Stadtpräsidenten, dem regierenden Bürgermeister Roesner statt. Da der Rektor eine Bestrafung des Schuldigen versprach, beschloß der Präsident die Freigabe des Verhafteten. Während der Verhandlungen aber, die den Jesuiten zu lange dauerten, kam es zu neuen Ausschreitungen. Wutentbrannt rotteten sich die Jesuitenschüler zusammen und schleppten einen ganz unbeteiligten evangelischen Gymnasiasten namens Nagurny unter Mißhandlungen als Geisel in ihr Kollegium. Nun aber war die protestantische Bevölkerung nicht mehr zu halten. Ihr ganzer bislang mühsam verhaltener Groll gegen die Jesuiten brach in hellen Flammen heraus. Durch Schüsse aus den Fenstern noch mehr gereizt, stürmte die Volksmenge das Kolleg. Dabei wurde allerlei Hausgerät zerstört, auf die Straße geworfen und verbrannt. Erst in später Abendstunde machte die polnische Krongarde dem Tumult ein Ende, nachdem auch noch das neben der Schule gelegene Kloster erbrochen und beschädigt worden war, wobei möglicherweise — es ist nicht sicher festgestellt — einige Heiligen-

bilder und geweihte Gegenstände mit zerschlagen und vernichtet sein mögen. Da sich die stürmischen Vorgänge im Dunkel der Nacht abspielten, so sahen die Tumultanten überhaupt nicht, was sie zerstörten.

Sogleich erging nun ein jesuitischer Bericht über die Vorgänge in die Welt und zugleich eine Anklage an das Warschauer Hofgericht. Der Bericht strotzte von Schmähungen gegen die Evangelischen, ihre Lehre und gegen Luther. Da heißt es an einer Stelle: „Diesen Menschen (oder sind es Schweine von Epikurs Herde?) samt ihrem tempelschänderischen verheirateten Chorführer Martinus gefällt kein Glaube und keine Frömmigkeit, die nicht mit geschlechtlichen Dingen zusammenhängen." Die ganze Darstellung war ein einziges Gewebe von Lügen. Der Thorner Magistrat hätte den Aufstand befohlen aus Rache dafür, daß die Jesuiten so viele Menschen zum katholischen Glauben bekehrt hätten. Kapelle und Altäre seien verwüstet, Heiligenbildsäulen mit Beilen zerspalten, Bilder der Maria mit Degen durchstochen worden. Von einer Schuld der Jesuiten war mit keinem Worte die Rede. Dieselben hätten schon oft ähnliche Unbilden von den Protestanten erleiden müssen. Es sei wohl überhaupt auf eine allgemeine Unterdrückung der Katholiken durch die Ketzer abgesehen. Es wurde gefordert, daß dagegen die katholischen Mächte einschreiten müßten. Den „Räubern, tempelschänderischen Aufrührern und Ketzern" müsse man ihre Gotteshäuser, das Kirchengerät, das Gymnasium, die Ratsstellen und Ehrenämter wegnehmen. Aus dieser Forderung ist ersichtlich, daß den Jesuiten der Aufruhr sehr gelegen kam oder von ihnen angezettelt worden ist, um den Protestanten auch ihre letzte Kirche zu nehmen, sie aus ihrer vorherrschenden Stellung zu verdrängen und die evangelische Stadt völlig unter katholisch-jesuitische Herrschaft zu bringen.

Bereits am 1. August rückten zwei Kompagnien Krongarde in Thorn ein, weitere Truppen folgten, bis die unglückliche Stadt mit 13 Kompagnien belegt war, die es an Drangsalierungen der Bürgerschaft nicht fehlen ließen. Die Untersuchungskommission, 23 Köpfe, bestand fast nur aus Jesuitenfreunden. Sie verbrauchte 50 000 Gulden Zehrungskosten und erhob 3000 Dukaten „Gebühren" und zog nach vier Wochen wieder ab. Der Streit wurde zur Entscheidung an das königliche Gericht in Warschau verwiesen. Dieser erste Akt war eigentlich nur ein Beutezug gewesen, denn mit gefüllten Taschen verließen die Kommissare Thorn, das nach dieser Einquartierung dem völligen finanziellen Bankerott nahe war.

Auch in Warschau wurde der Prozeß fast nur von Jesuitenfreunden und fanatischen Polen geführt. Einer von ihnen hielt in diesem „Prozeß Gottes" eine flammende Rede, in der er forderte, der Schlange der Ketzerei den Kopf zu zertreten und die „öffentliche Uebung der Sekte", d. h. die Religionsfreiheit der Protestanten, zu verbieten.

Am 16. November erging vom Hofgericht das Urteil, gegen das eine Berufung nicht möglich war. Nach der Verkündigung des Spruches trat noch ein Jesuit auf und lobte den Kanzler und die Beisitzer für dieses „nicht menschliche, sondern göttliche Erkenntnis".

Die Entscheidung aber dieses „göttlichen Urteils" lautete folgendermaßen:

Die beiden Bürgermeister Roesner und Zernecke, sowie zwölf Bürger wurden zum Tode durch das Schwert verurteilt. An der Stelle des Aufruhrs sollte der Jungfrau Maria eine marmorne Sühnesäule errichtet werden. Um die Beleidigte vollends zu versöhnen, wurde die Marienkirche, das letzte große evangelische Gotteshaus, dem Franziskanerorden zugesprochen. 42 Bürger wurden zu Haftstraßen verurteilt. Ferner wurde bestimmt, daß fortan die Hälfte der städtischen Körperschaften in der fast ganz evangelischen Stadt aus Katholiken bestehen, die Offiziere der Stadtmiliz aber sämtlich Katholiken sein müßten. Ein evangelisches Gymnasium dürfe nicht mehr in der Stadt, höchstens auf einem Nachbardorf errichtet werden. Endlich wurde den Jesuiten eine Entschädigung ihrer „Gerichtskosten" in Höhe von 34 600 Gulden zugesprochen. Die Jesuiten kamen mit einer Ermahnung davon, ihre Schüler zur Sittsamkeit zu erziehen.

Dieses ungeheuerliche Bluturteil wurde alsbald trotz aller Bittgesuche Thorns und der Nachbarstädte Danzig und Elbing, trotz dringender Vorstellungen der preußischen, russischen, schwedischen und dänischen Regierungen bei der polnischen Krone durch den polnischen König und Reichstag bestätigt. Polnischer König war zur Zeit August der Starke von Sachsen. Er verdankte sein Königtum den Jesuiten, er durfte und konnte ihnen nicht in den Arm fallen.

Eine Hoffnung blieb den Thornern noch. Die Jesuiten mußten ihre Behauptung, daß die beiden Bürgermeister den Aufruhr absichtlich veranlaßt hätten, mit dem Bluteid beschwören. Und man wußte, daß ihnen dieser Bluteid verboten war. Darauf bauend und im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit verschmähten die Verurteilten die gebotene Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen. — Am 19. November ward der Präsident Roesner gefangen gesetzt, die Stadt mit militärischer Einquartierung übermäßig belegt.

Die Jesuiten wären keine Jesuiten gewesen, wenn sie mit dem Bluteid nicht fertig geworden wären. Sie ließen ihn einfach durch einen Laienbruder ihres Ordens und durch sechs weltliche Zeugen leisten, von denen einige während des Tumultes gar nicht in der Stadt gewesen waren.

Nun blieb den Verurteilten nur noch eine letzte Möglichkeit, ihr Leben zu retten: der Abfall vom evangelischen Glauben und der Uebertritt zur römischen Kirche. Sie wurden von den Mönchen bis in die Todesstunde hinein mit Bekehrungsversuchen geradezu überlaufen und bedrängt. Aber bis auf einen blieben sie alle ihrem Glauben treu.

In der Morgenstunde des 7. Dezember wurde der Präsident Roesner bei Fackelschein in den Hof des Rathauses geführt, begleitet von dem evangelischen Prediger Koester. Noch einmal drängte man ihn zum Abfall. Er erwiderte in ruhiger Fassung: „Begnügt Euch mit meinem Kopfe, meine Seele muß Jesus haben." Furchtlos bestieg er das Schaffot, kniete nieder und empfing, sich Gott befehlend, den Todesstreich. So starb Johann Gottfried Roesner, ein aufrechter deutscher Mann, ein feinsinniger Gelehrter, ein frommer evangelischer Christ.

Einige Stunden später folgten ihm seine Gefährten in den Tod. Auch sie wiesen die letzten Bekehrungsversuche der Dominikaner standhaft zurück und sangen gemeinsam das Sterbelied: „Wann mein Stündlein vorhanden ist." Vier von ihnen wurden mit besonderer Härte gerichtet. Ihnen wurde erst die rechte Hand, sodann das Haupt abgeschlagen. Der Körper des letzten wurde gevierteilt. Der völlig betrunkene Henker benahm sich so roh, daß ihn der polnische Truppenkommandant später mit 10 Geißelhieben strafen ließ. Demselben Henker aber gaben die Jesuitenschüler bei seinem Auszuge aus der Stadt mit Musik das Geleite bis vor die Tore!

Anderen Tags erfolgte mit großem Gepränge die Uebernahme der Marienkirche und ihrer Bibliothek sowie des evangelischen Gymnasiums durch die Franziskaner und bald darauf die Wahl katholischer Ratsherren und Schöffen. Wie wenig Anspruch die Römischen auf dieses Recht hatten, ergab der Umstand, daß Thorn fast keinen ratsfähigen katholisch-polnischen Bürger hatte und deshalb Auswärtige in diese Aemter gewählt werden mußten. Auch die geforderte Sühnesäule für die Jungfrau Maria wurde errichtet. Die Evangelischen nannten sie nur die Schandsäule. 1806 riß ihr eine französische Kanonenkugel den Sternenkranz herunter und 1817 wurde sie abgebrochen.

Fortan fühlten sich die Jesuiten als die unbeschränkten Herrscher der Stadt. Ein Schrei des Entsetzens aber ging durch Europa, als die Vollstreckung des Bluturteils bekannt wurde. Fast wäre es zu kriegerischen Verwickelungen gekommen. Die protestantischen Staaten schlossen sich mit Rußland zusammen, auch die katholischen Mächte bildeten eine Liga. — Ein Religionskrieg wie der 30jährige bedrohte die Welt. Nur der Tod des Zaren Peter von Rußland verhütete den Ausbruch der Feindseligkeiten. In allen Sprachen der gebildeten Welt erschienen zahlreiche Schriften, die in leidenschaftlicher Darstellung die Thorner Vorgänge schilderten und die Jesuiten dem Haß und der

Verachtung preisgaben. Für die Protestanten im ganzen polnischen Reiche aber folgten Zeiten der Verfolgung und Drangsalierung, da man sie zu Anstiftern aller Unruhen und der drohenden Kriegsgefahr stempelte. Erst die Aufteilung Polens durch die drei Mächte Preußen, Oesterreich und Rußland schaffte den Protestanten Erlösung aus ihrer harten Bedrängnis.

Das Thorner Blutgericht ist eine der furchtbarsten Anklagen gegen den Jesuitenorden und seines Wesens und Wirkens Art. Es ist zugleich eine ernste aufrüttelnde Mahnung für das deutsche evangelische Volk, auf der Wacht zu stehen. Die jesuitische Gegenreformation ist wieder auf dem Marsche. Land Luthers, sei bereit! Denk an das Thorner Blutgericht!

Eilenburg. J. Ahlemann.

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich.

Vom Irrgarten der Zentrumspolitik. **Nun hat uns das Zentrum wieder Neuwahlen beschert.** Denn obgleich es zum Schluß die moralische Verantwortung den Demokraten zuzumanövrieren wußte, so weiß doch jedermann, daß im letzten Grund Marx die Verantwortung dafür trägt. Natürlich ist auch innerhalb des Zentrums nicht eitel Freude über die ganz überflüssige Belastung unseres politischen Lebens durch Neuwahlen mit dem vorangehenden aufwühlenden Wahlkampf und dem nachfolgenden innerpolitischen Schacher. Man hörte in diesen letzten Wochen viel reden von einem „rechten Zentrumsflügel". Seltsam ist nur, daß von diesem rechten Zentrumsflügel so wenig zu bemerken ist. Er ist schon da, und er hat auch einige Sprecher, aber er hat keine Führer; und er ist, da im Zentrum strenger Fraktionszwang herrscht, zur völligen Bedeutungslosigkeit verurteilt. Auch der Parteiführer und nebenbei Reichskanzler Marx steht unter dem Einfluß des „linken Flügels". Es ist bemerkenswert, wie vorsichtig er soeben auf dem jüngsten Zentrumsparteitag von allen Gedanken abrückte, die ihn in die Nähe der Rechten gerückt hätten. Der Kanzler, der am 29. August die feierliche Verpflichtung auf sich genommen (und nicht gehalten) hat, den Feinden unseren Widerspruch gegen die Lüge von der Schuld (nicht Alleinschuld) Deutschlands am Kriege anzukündigen, ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Wir erstreben die Befreiung vom Schuldbekenntnis nur aus moralischen und sittlichen Gründen. Es wäre eine unheilvolle Verblendung, wenn wir annehmen wollten, der Nachweis, daß uns nicht die Alleinschuld am Kriege aufgebürdet werden kann, würde auch zur Folge haben, daß wir unserer Verpflichtungen aus dem Versailler Friedensvertrag ledig werden würden; leider ist dieser Irrtum weit verbreitet und wie ich fürchte, für manche Kreise der Hauptgrund, diese Frage mit solcher Leidenschaftlichkeit zu betreiben, wie es oft der Fall ist. Wir halten daran fest: unsere Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag bleiben bestehen, auch wenn jener Nachweis erbracht ist." Aus der gleichen Geistesverfassung entspringen auch folgende Worte: „Die Annahme des Waffenstillstandes, des Versailler Friedensvertrages, des Londoner Ultimatums und des Londoner Vertrages sind für uns Etappen auf dem Wege zur Freiheit unseres Volkes und Vaterlandes." „Die Hauptaufgaben des Zentrums sind und bleiben aber", meint Marx, katholisch-konfessionell." „Das Zentrum hat von jeher Wert darauf gelegt, nicht als konfessionelle, sondern als eine politische Partei angesehen zu werden. Trotz aller Veränderungen, die die Entwicklung der letzten Jahre gezeitigt hat, scheint mir dennoch auch jetzt noch als die ureigenste Aufgabe der Zentrumspartei betrachtet werden zu müssen das tatkräftige Eintreten für die ganz eigentümlich gelagerten kulturellen Belange der katholischen Kirche und der katholischen Bevölkerung." Keine andere Partei bietet ihm die Gewähr, für die katholische Schule so einzutreten, wie das Zentrum. „Die Auffassung über Schule und Erziehung ist nun einmal anders im evangelischen und im katholischen Lager." Dem entspricht auch ein Absatz im Wahlaufruf der Zentrumspartei: „Aus den ewigen Kräften christlicher Glaubensauffassung schöpfend, arbeitet die Zentrumspartei unausgesetzt an der Verwirklichung einer wahren Volkskultur: in Religion und Sitte, Familie und Erziehung, im gesamten öffentlichen Leben. Unbeschadet ihres politischen Charakters war die Zentrumspartei immer die entschiedenste Vertreterin des katholischen Volksteils, seiner kirchlichen und öffentlichen Interessen." — Darüber herrschte ja eigentlich unter Vernünftigen nie ein Zweifel. Trotzdem liebte es das Zentrum bisweilen, namentlich in Wahlzeiten, das interkonfessionelle Mäntelchen umzuhängen. Einige Harmlose konnte man ja schon einfangen. Es gibt doch mehr Klarheit, wenn sich jetzt das Zentrum offen als Vertreterin römischer Belange bekennt.

Fördert man so evangelische Belange? „Es muß auffallen, wie leicht es Rom fällt, seine Kukuksеier selbst in der nationalen Presse unterzubringen" — so schrieb die „Wartburg" (April 1924), als der „Tag" (74) sich aus „bayerischen katholischen Kreisen" einen Aufsatz zur Konkordatsfrage schreiben ließ, der über die vatikanische Auffassung von den Konkordaten ganz irreführende Anschauungen zu verbreiten suchte. Es ist derselbe „Tag", der auch jetzt wieder eine bemerkenswerte Ahnungslosigkeit verriet. Er bringt (266) einen Aufsatz von „einem angesehenen katholischen Politiker", der unter der Ueberschrift „Kulturkampf?" dem Zentrum seine Stelle an der Seite der Deutschnationalen anweisen möchte, und vor einer dauernden engen Verbrüderung mit der Sozialdemokratie warnt. Man wird ja wohl mit dieser Abzweckung in weiten Kreisen einverstanden sein. Aber bei dieser Gelegenheit wird uns folgende Belehrung zuteil: „Man hat auf dem Katholikentag in Hannover einen Windfriedbund (so!) gegründet, der vor allem für das gegenseitige Verständnis von Katholizismus und Protestantismus und versöhnend auf die Gegensätze der beiden Konfessionen wirken soll. Es war kein Zufall und ungemein charakteristisch, daß gerade in dieser Tagung der Abgeordnete Wirth erschien, eine ganz radikale, im Stil des linken Zentrumsagitators gehaltene Rede hielt und beinahe die Versammlung damit sprengte. Nur die Rücksicht auf die Anwesenheit der Bischöfe und auf den großen idealen Zweck der ganzen Veranstaltung hat den Skandal verhindert, obwohl die Stimmung in zahlreichen Zwischenrufen deutlich genug zum Ausdruck kam." Hier ist so ziemlich jedes Wort falsch. Der Winfriedbund (nicht Windfriedbund) wurde nicht in Hannover gegründet, sondern besteht schon im fünften Jahre. Sein Zweck ist keineswegs der, „für das bessere Verständnis von Katholizismus und Protestantismus und versöhnend auf die Gegensätze der beiden großen Konfessionen zu wirken", sondern der, die Protestanten zum Katholizismus zu bekehren. Man müßte etwa denn annehmen, daß die Versöhnung am schönsten durchgeführt wäre, wenn es keinen Protestantismus mehr gäbe. Richtig ist, daß aus der Rede Wirths ein vorsichtig umschriebenes Mißbehagen über den Winfriedbund herauszuhören war, der mit seiner scharf protestantenfeindlichen und herausfordernden Zwecksetzung die Kreise des Nur-Politikers stört. Wirth hielt aber keineswegs eine radikale, im Stil des linken Zentrumsagitators gehaltene Rede, sondern er wies darauf hin, daß die (katholische) Kirche in der Gegenwart hunderttausende ihrer eigenen Kinder an radikale Strömungen verliere; die Ueberwindung dieses Radikalismus sei „wenigstens" eine ebenso dringliche Aufgabe als die, gläubige Protestanten herüberzuziehen. Auch wurde Wirth mit Beifall begrüßt und mit Beifall angehört (man ist sehr beifallsfreudig auf Katholikentagen); es gab nur zum Schluß einigen, aber kaum merklichen Widerspruch, als Wirth sich über die Uneinigkeit im eigenen Lager beklagte und es festnagelte, daß einer der führenden katholischen Verleger eine Schmähschrift gegen Marx herausgegeben habe. Hier wurde er durch Zwischenrufe darauf aufmerksam gemacht, daß der Verlag die genannte Schrift zurückgezogen habe. Bayerische ultramontane Blätter berichteten von einem großen Skandal; Augen- und Ohrenzeugen haben davon nichts bemerkt. Und nun vergleiche man, was der angesehene katholische Politiker über den Winfriedbund schreibt. Eine solche Harmlosigkeit ist eigentlich nur schwer glaubhaft. Es muß uns aber doppelt auffallen, daß es wieder der „Tag" ist, der für solche Irreführung der evangelischen Meinung guten Herzens das Sprachrohr abgibt. Der „Tag" wirbt gerade gegenwärtig stark um die evangelische Leserwelt und verspricht eingehende Vertretung der evangelischen Belange. So vertritt man sie aber kaum, die evangelischen Belange.

Warum das Judentum verhaßt ist. Die von dem Juden Jakobsohn geleitete „Weltbühne" bringt (23) aus der Feder Kaspar Hausers folgende Verhöhnung des christlichen Gottesglaubens: „Der liebe Gott ist ein älterer Mann mit Rauschebart, in dem die Motten sitzen. Er steht morgens sehr frühe auf, wie alte Leute zu tun pflegen, die nicht mehr recht schlafen können, wäscht sich schlecht und recht und regiert dann ein paar Stündchen. Nach Tisch druselt er ein bißchen vor sich hin, was ihm leider auch während der Arbeit hier und da unterläuft — um fünf Uhr schließt er unweigerlich. Abendgebete haben also keine Aussicht auf Erhörung. Um diese Zeit gräbt der Alte seinen kleinen Garten um und ordnet seine Briefmarken." Und so geht das einfältige Geschwätz, das der Jude vielleicht für eine geistreiche Plauderei erklärt, noch eine ganze Weile fort. Eine bessere Werbearbeit können sich ja die Antisemiten überhaupt nicht wünschen: jede derartige Gemeinheit schafft ihnen wieder einige tausend neue Anhänger. — Auch die „Monistischen Monatshefte" (8) drucken den Tiefsinn des Herrn Kaspar Hauser ohne jede Bemerkung ab.

Hans Thoma. Wenige Wochen nach seinem 85. Geburtstag ist der Altmeister deutscher Kunst, Hans Thoma, heimgegangen. Die Bilderbeilagen der Tageszeitungen brachten da-

mals sein Bild: ein ehrfurchtgebietendes, ganz in Innenschau versunkenes Greisenantlitz. Innenschau war auch der Inbegriff seiner Kunst: klar, schlicht und tief, wie die deutsche Seele. Seine Kunst war religiös, auch wo sie eine einfache Landschaft, einen kleinen Ausschnitt aus kleinem Menschenleben behandelte. Es lag ganz im Zuge dieser ganz innerlichen, ganz wahren Künstlerpersönlichkeit, daß sich Thoma aus eigenem Antrieb, geborener Katholik, der evangelischen Kirche anschloß. In den Nachrufen, die ihm jetzt die Blätter widmeten, wurde er öfter als Romantiker oder auch als Mystiker bezeichnet. Thoma bedeutet einen, für viele Zeitgenossen durchaus nicht überflüssigen, Tatbeweis, daß weder Romantik noch Mystik auf katholisierende Pfade zu führen braucht.

Oesterreich und Erbstaaten.

Die Synode. Im Januar 1925 soll endlich die Vorsynode zusammentreten, um die notwendigen Beschlüsse für die eigentliche Synode zu fassen. Am 2. und 3. Oktober fand im Oberkirchenrat eine Vorberatung statt, an der außer den Mitgliedern des Oberkirchenrats sämtliche Superintendenten und Senioren, ein Professor der evangelisch-theologischen Fakultät und mehrere weltliche Vertreter teilnahmen. Besprochen wurde u. a. die rechtliche Stellung der reformierten Gemeinden innerhalb der Gesamtkirche. Die Regelung der Frage der gemischten Gemeinden, bezüglich der besorgniserregende Pläne laut geworden sind, die gegen den bisherigen Zustand eine Verschlechterung bedeuten würden, wurde der Hauptsynode zugewiesen. Mit Verwunderung dürfte auch die Nachricht aufgenommen werden, daß das Frauenwahlrecht nicht allgemein durchgeführt werden soll, sondern die Entscheidung den Einzelgemeinden vorbehalten wird. Für die Kirchenleitung ist in Aussicht genommen worden, daß sie aus dem Bischof, dem Kirchenpfleger, den Vertretern dieser beiden und einem Schulvertreter bestehen soll. Bischof und Kirchenpfleger sollen von der Synode mit Zweidrittelmehrheit auf Lebensdauer, die anderen Mitglieder auf je sechs Jahre gewählt werden. — Bei der Tagung teilte Präsident D. Dr. Haase mit, daß er zu Anfang Dezember zurücktreten werde. Zu seinem Nachfolger ist Hofrat Dr. Viktor Capesius, derzeit Kurator der evangelischen Gemeinde Wien-Hietzing, in Aussicht genommen.

Persönliches. Zu Bodenbach a. d. E. starb der Großindustrielle Ludwig Jordan, der neben seiner vielseitigen Arbeit in der Industrie und im öffentlichen Leben Jahrzehnte hindurch als Kurator der evangelischen Gemeinde Bodenbach-Tetschen vorstand. Einer jener altösterreichischen Kuratoren, denen die Arbeit an ihrer Kirchengemeinde Herzenssache ist, und die jahraus, jahrein mit Freude ihrer Gemeinde willig die größten Opfer an Zeit und Geld und Arbeitskraft bringen, ist mit ihm dahingeschieden. — Was er für eine große und blühende Gemeinde bedeutete, das war ein anderer Entschlafener für eine kleine: Fabrikdirektor a. D. Döring in Stainz (Stmk.). Auch er hat viel Liebe und Treue an den Dienst seiner Gemeinde gerückt, deren Geschicke er von den ersten Anfängen bis heute sorgend begleitet hat. — In Biala starb der dortige Pfarrer und ehemaliger Superintendent der galizisch-bukowinischen evangelischen Gemeinden D. Hermann Fritsche. Auch er stand seinen Gemeinden in guten und in bösen Tagen mit treuer, umsichtiger Leitung vor. In ihm ist eine der letzten überragenden Persönlichkeiten aus einer Generation von Männern, die das alte österreichische Schlesien, das Gebiet von Teschen—Bielitz—Biala, zu einem Brennpunkt des geistigen Lebens in der evangelischen Kirche Oesterreichs gestalteten, zu Grabe getragen worden. — In Wien starb Pfarrer Wilhelm Becker. Nicht im Dienste der Gemeinde, sondern in dem einer Judenmissionsgesellschaft stehend, verfügte er reichlich über Zeit und Möglichkeit, der evangelischen Gemeinde, so oft eine Hilfe oder Vertretung notwendig war, seine Dienste zur Verfügung zu stellen.

Die Fanfaren des Kulturkampfs. Ohne daß ein besonderer Anlaß vorgelegen hätte, unternahm der Staatskanzler Prälat Dr. Seipel bei einer Versammlung des christlichsozialen Parteirats in Wien einen viel bemerkten Vorstoß in der Schulfrage. Fast mit denselben Worten wie die Redner des Katholikentages in Hannover, namentlich Domkapitular Leicht und Reichskanzler Marx, trat Dr. Seipel für die Konfessionsschule ein, wobei zu bemerken, daß in Oesterreich gesetzlich die Simultanschule besteht, und daß es sich bei der Einführung der Bekenntnisschule somit um eine Neuerung handeln würde. Wie die Redner in Hannover berief sich Seipel auf die can. 1372—1374 des neuen päpstlichen Kodex. Mit bemerkenswerter Schroffheit wandte er sich gegen die Auffassung, als hätten katholische Eltern selbst darüber zu entscheiden, in welchem Geiste ihre Kinder erzogen werden sollen. In Elternversammlungen redet man sonst in den höchsten Tönen von den unveräußerlichen Elternrechten. Ebenso scharf wandte sich Dr. Seipel gegen das „Schlagwort" von der Gewissensfreiheit, das ebenso bedenklich als in sich unwahr sei. — In Wiener Zeitungen hat man sich die Köpfe darüber zerbrochen, warum wohl Seipel diesen Vorstoß gemacht habe; man hat ihn für irgendein politisches Ablenkungsmanöver erklärt. Diese Auffassung ist sicher ganz unzutreffend. Seipel will ohne Zweifel die Gunst des Augenblicks benützen, um die Schulgesetzgebung der liberalen Aera zu stürzen. Im alten kaiserlichen Oesterreich war ja auf dem Verwaltungswege dafür gesorgt worden, daß die Simultanschule dem Klerikalismus nicht mehr wehtat. Auch im neuen republikanischen Oesterreich sind, wenigstens in den Ländern, die alten schwarz-gelben Zustände rasch wiedergekehrt. In Wien aber herrscht die Sozialdemokratie und treibt durch eine hemmungslose Schulpolitik (die allerdings sich auf das Vorbild der christlich-sozialen Schulpolitik der Luegerschen Zeiten berufen kann) und durch ein verstiegenes Schulreformertum Wasser auf die klerikalen Mühlen. Da jetzt ein an sich wohl begreiflicher, taktisch aber ganz verfehlter Eisenbahnerstreik Seipel fester als zuvor im Sattel sitzen läßt und da die Haltung der Großdeutschen, die sich je länger je mehr von den Christlichsozialen ins Schlepptau nehmen lassen, durchaus nicht sicher ist, so ist es gar nicht unmöglich, was der Wiener Mitarbeiter der Augsb. Postzeitung (246) ankündigt, daß „in absehbarer Zeit das Schulprogramm Dr. Seipels einer Verwirklichung wird zugeführt werden können". Man wählt eben nicht ungestraft Staatskanzler, denen das päpstliche Gesetzbuch höher steht als das staatliche.

Eine neue Sekte in Mähren. In Prerau und Umgebung bildete sich unter der Führung eines Ziegeleiverwalters und seines Bruders, eines Uhrmachers, eine neue Sekte, deren Anhänger jeden Besitz und alle weltlichen Vergnügungen ablehnen, das baldige Weltende und eine neue Sintflut (noch für 1924) in Aussicht nehmen und den Gesetzen und Behörden ihre Anerkennung verweigern. So zahlen sie z. B. keine Steuern, schicken ihre Kinder nicht in die Schule und lehnen die Annahme von Zahlungsaufträgen und amtlichen Zustellungen ab. Die Behörden sind ihnen gegenüber in einiger Verlegenheit; sie wollten zwar den Führer oder „Hohenpriester" der Sekte unter Kuratel stellen, mußten aber davon Abstand nehmen, da sich niemand zum Kurator des „Statthalters Christi auf Erden" hergeben wollte. Es ist vielleicht nicht ganz von ungefähr, daß sich diese Sektenbildung ganz auf demselben Boden abspielt, auf dem vor 400 Jahren ein ganz ähnliches kommunistisches weltfeindliches Täufertum sich entwickelte. Man könnte darin einen Beleg für die Anschauung von periodischen Wiederholungen in der Geschichte finden.

Protestantische Abwehr in Ungarn. In Pest ist am 16. Oktober der Generalkonvent (= Synode) der evangelischen Kirche zusammengetreten. Der Vorsitzende forderte die anwesenden Vertreter der reformierten Schwesterkirche auf, sich zu gemeinsamem Abwehrkampf gegen die dem Protestantismus drohenden Gefahren zusammenzuschließen. Die folgenden Redner verwiesen auf die schwierige Lage der evangelischen Kirche. Die Machtorganisation der Katholiken bekomme der Protestantismus schwer zu spüren. Diese schwierige Lage zeige sich in den Verlusten, die die protestantische Kirche durch die Abnahme ihrer Seelenzahl erfahre. Es sei unerläßlich, den Protestantismus gegen den Katholizismus zu verteidigen, der heute in ganz Europa sich jenen Parteien anschließe, die volkstümliche Schlagworte verkünden. Die Regierung behandele die Protestanten heute viel schlimmer, als dies unter Franz Josef geschehen sei. Das Gesetz werde nur dann geachtet, wenn man den Protestanten etwas abnehmen wolle, nicht aber dann, wenn man ihnen etwas geben solle. Die Rechte der Protestanten müßten in gleicher Weise wie die der Katholiken respektiert werden. Die Sanierung des Landes dürfe nicht durch die Aushungerung der Protestanten erreicht werden. Der Katholizismus in Ungarn sei weder christlich noch ungarisch. Der Protestantismus sei verpflichtet, die Gewissensfreiheit in eine bessere Zukunft hinüberzuretten.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Grundfragen.

Es gibt Bücher, bei denen man sich erst mit einiger Gewalt gegen den bestechenden Eindruck wehren muß, den sie mit blendenden Mitteln des Stils, mit Scherz, Satire und Ironie auf den Leser ausüben, die „einwickeln" anstatt zu überzeugen. „Verkappte Religionen" nennt Karl Christian Bry zwanzig flott hingeschriebene Kapitel, in denen er die in unserer Zeit so massenhaft auftretenden Propheten und Weltverbesserer aufs Korn nimmt, die nur einen Ton auf ihrer Leyer haben und die Welt von einem Punkte aus kurieren wollen. (Gotha, Perthes 1924. 250 S. Geb. 4 M.) Mag ja sein, daß manche dieser monomanischen Schulen den Satiriker förmlich herausfordern — was Bry z. B. über die Psychoanalytiker, über den Pazifismus, über Steiner und ähnliches sagt, ist einfach glänzend. Aber schließlich kann man mit seinen Methoden jede

geistige Bewegung kaput machen. Wenn man z. B. überzeugt ist, daß der Alkoholismus ein Verderber der Menschheit ist, so wird man ihm wohl auch zu Leibe gehen müssen; und wenn der Antialkoholbewegung auch etliche Zöpfchen anhängen mögen, die Bry mit Scharfblick herausgefunden hat, so will das mit in Kauf genommen sein. Dasselbe gilt von jeder Abwehrbewegung, jeder „Antibewegung“. Läßt man sachlich ihre Grundlage gelten, dann darf auch nicht jede einzelne ihr anhaftende Geschmacklosigkeit zum Verbrechen gestempelt werden; sonst ist der Rest Philistertum. Das gilt natürlich auch vom Antisemitismus (nebenbei: Das Wort von den 300 Männern, die den Kontinent beherrschen, stammt von Walther Rathenau, und der war sicher kein Antisemit). Der abgeklärt harmonische Mensch, der in jeder Sache das Einerseits — Andererseits leidenschaftslos ermittelt, wird wohl in diesem Aeon nicht in die Erscheinung treten.

Mit schlichteren und sachlicheren Mitteln, aber doch auch anziehend und gewinnend, bespricht Helmut Schreiner „neue Wege zur Weltanschauung“ in seinem Buche: Das Geheimnis des dunklen Tores (Schwerin, Bahn 1924. 151 S. 2,40 M. u. 3,40 M.). Bonsels, die Bestreitung des Alten Testamentes, deutschreligiöse Bestrebungen, der Okkultismus, Theo- und Anthroposophie sind im einzelnen der Gegenstand seiner Untersuchungen, denen er in einem tief und echt empfundenen Schlußabschnitt die Herrlichkeit des Kreuzes entgegenstellt. Wir haben uns an seinem ersten und den letzten Kapiteln herzlich gefreut. Den christlichen Beweggründen aber, die zur Bekämpfung des Judentums und damit auch zu dem Wunsche nach einer Ausschaltung alttestamentlichen Geistes führen, wird er kaum gerecht. Das billige Witzchen über Rasse (S. 40) ist eines solchen Buches unwürdig. — Ausführlich, sachlich und ernst rechnet H. Martensen-Larsen mit einer weitverbreiteten Verirrung ab: Das Blendwerk des Spiritismus und die Rätsel der Seele. 1. Zwischen Endor und Tabor (Hamburg, Rauhes Haus 1924. 200 S. 3,50 M.). Anscheinend ist der Spiritismus in der dänischen Heimat des Verfassers stark verbreitet. Aber auch in Deutschland hat sein Buch vielen etwas zu sagen; man wird ihm in seiner vorsichtigen, aber scharfsichtigen Beurteilung des Spiritismus recht geben, auch wo man etwa seine Theorie nicht durchaus teilen würde. — Auf dasselbe Gebiet führt die vorzügliche, zu den „Schriften der Schleiermacher-Hochschule“ gehörige Abhandlung von Th. Devaranne: Okkultismus — Theosophie — Anthroposophie, mit besonderer Berücksichtigung von Rudolf Steiener (Berlin, Speyer und Peters. 1925. 48 S. 1 M.). Daß der reiche Inhalt stark zusammengedrängt werden mußte — worunter allerdings die Klarheit nirgends leidet, wird ja wohl der Verfasser selbst schmerzlich bedauern.

„Sprecher Gottes in unserer Zeit“, so nennt Johannes Besch vier unter sich recht verschiedenartige Geister: Schleiermacher, Carlyle, Tolstoi, Kierckegaard. (Stuttgart, Steinkopf. 152 S. 1,50 M.) Vier Männer, denen Gott die große Wirklichkeit war, Künder der Wahrheit, daß lebendige Kräfte fließen, wo Gottesglaube ist. Ihre Persönlichkeit in schlichter Sprache den weiteren Kreisen der Gemeinde und der suchenden Jugend vorgestellt zu haben, bedeutet ein Verdienst. — Schriftwort, Kirchenlied, andere religiöse Dichtung, Aussprüche und Gedichte großer Männer, sachlich geordnet nach den Bitten des Vaterunsers — das hat A. Stiefenhofer zusammengetragen und herausgegeben: Aus der Welt des Gebets. Eine Einladung (ebda. 119 S. 1,50 M.); ein edles Buch der Andacht, auch für Konfirmanden zu empfehlen, und eine ergiebige Quelle für jeden, der anderen zur Andacht und zum Gebet helfen soll. Eine Erklärung des Gebetes unseres Herrn aus einer Feder und aus einem Gusse bietet Otto Scriba: Das liebe Vaterunser. Die Sprachlehre für die Kinder Gottes (Heilbronn, Salzer 1924. 75 Pf.). Dem von zarter, inniger Frömmigkeit durchzogenen Büchlein dienen die Ludwig Richterschen Bilder zum Vaterunser noch zum besonderen Schmuck. — Ein Brevier und Losungsbüchlein für alte Leute aus Aussprüchen und Dichterworten alter und neuer Zeit hat einer, dem selbst des Alters Schnee das Haupt deckt, sinnig zusammengetragen: De senectute. Was alte Leute vom Alter sagen. Gesammelt von Dr. Julius Hartmann (Stuttgart, Steinkopf. 2. Aufl. 1924. Lbd. 140 S. 2 M.). Eine schöne Gabe für Großvaters Weihnachtstisch.

Schr.

Kunst.

Mancher sucht nach einer schönen, künstlerischen und doch für den Tagesgebrauch bestimmten Ausgabe des Neuen Testaments. Wir haben z. B. schon auf die Uebersetzung von Menge mit den Steinhausenschen Bildern hingewiesen. Aber auch unser liebes altes Luther-Testament möchten wir gerne in solchem Feierkleide sehen. Da bietet uns die Sächsische Bibelgesellschaft eine wundervolle Gabe: Das Neue Testament und die Psalmen mit Bildern von Rudolf Schäfer (Dresden 1924. 192 S. Halbl. 4,75 M. und 5 M., Ganzl. 12 M., Leder 18 M.). Der Druck ist schön und klar, die Psalmen (leider nicht auch liederhafte Stellen im N. T.) strophisch gesetzt; der Text mit Zierbuchstaben versehen, vor den einzelnen Büchern ganzseitige Kunstblätter und im Text zahlreiche holzschnittartig wirkende Bilder eingeschaltet. Schäfer schafft erstaunlich leicht und streift bisweilen an die Gefahr, sich zu wiederholen. Aber die Grundmelodie seiner Kunst ist die schlichter, inniger, evangelischer Volksfrömmigkeit. Seine Bilder passen etwa zu Gerhardts Liedern — und zu Luthers Verdeutschung des Neuen Testaments. In diesem Gewand wird die Gemeinde, zumal unsere Jugend, das Evangelium doppelt lieb gewinnen. Ich habe einst in meinen Klassen eine billige Ausgabe des N. T. mit Schnorrschen Bildern eingeführt; hier ist mehr denn Schnorr.

Rudolf Schäfer ist weiteren Kreisen meist als Graphiker bekannt. Zahlreiche Verehrer seiner Kunst werden es mit großer Freude begrüßen, daß nun auch eine Reihe von Kirchengemälden dieses Meisters der weiteren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist in dem Prachtwerke: Am Ort, da Gottes Ehre wohnt! Kirchengemälde von Prof. D. Rudolf Schäfer in 14 farbigen Tafeln und 35 einfarbigen Abbildungen. Mit Vorwort, Einführungen und Erläuterungen von Konrad Mack (Lahr, Volkskunstverlag R. Keutel 1924. 16 M.). Neben Thoma, Gebhardt und Steinhausen haben wir nun wieder einen großen Kirchenkünstler; Schäfers Kunst ist liturgisch im besten Sinne des Wortes; sie redet die Sprache der Agende, des evangelischen Chorals. Mag sie ein wenig altertümeln wie Gebhardt, sie spricht darum doch zur Seele der Gegenwart. Da die Bilder in vier Kleinstadtkirchen in abseitigen Gegenden des Vaterlandes erschaffen wurden, ist eine Buchausgabe dringendes Bedürfnis gewesen: Dank dem Verlage, der sie so schön herausgebracht, dem Verfasser des Textes, der sie so sinnig, meist mit Schrift- und Liedwort begleitet hat! Wir haben hier ein Festgeschenk von hohem Werte erhalten, das jedem Empfänger dauernde Freude bereiten wird.

Best bekannt sind die „Kleinen Delphin-Kunstbücher“, von denen wir hier zwei empfehlen möchten: Botticelli, Der Maler des Frühlings. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Schubring. Mit 34 Bildern; und Tizian, der Maler venetianischer Schönheit. Ausgewählt und eingeleitet von Max Kirschstein (München, Delphin-Verlag). Die knappen Skizzen über die Künstlerpersönlichkeiten stehen hoch über dem sonst in solchen Sammlungen üblichen Plauderstil. Wir haben z. B. die Ehrenrettung der Renaissance durch Schubring gegen das heute Mode gewordene Barock mit Freude gelesen. Die Abbildungen sind in mustergültiger Wiedergabe herausgekommen. Die sehr empfehlenswerte Sammlung behandelt Meister älterer und neuerer Zeiten: Lionardo, Dürer und Grünewald so gut wie Spitzweg, Thoma und Corinth.

Dr. Julius Vogel, der Direktor des Leipziger Kunstmuseums, behandelt in seinem Buche: Max Klinger und seine Vaterstadt Leipzig (2. Auflage, Volksausgabe. Leipzig, Deichert 1924) ja wohl nicht das ganze Schaffen Klingers, sondern zunächst denjenigen Teil der Wirksamkeit Klingers, der in Beziehung zu seiner Vaterstadt Leipzig steht. Aber auch in diesem Rahmen kommt der ganze Künstler und — der Verfasser stand Klinger persönlich sehr nahe — der ganze Mensch zur Geltung; das Buch kann neben oder statt einer Einzelarbeit über Klinger im Bücherschrank des Kunstfreundes stehen und wird namentlich jedem Verehrer dieses eigenartigsten und umfassendsten Geistes aus der Kunstgeschichte der Gegenwart, dem hier Freundeshand ein schönes Ehrenmal errichtet, willkommen sein.

Der „Dürerkalender für Kultur und Kunst“, ein Abreißkalender, hsg. von Karl Maußner, seit 1913 erscheinend und dieses Jahr wieder ganz in Friedensausstattung herausgegeben (Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag. 4,50 M.), verdient besondere Beachtung. Er bringt nicht, wie manches ähnliche Werk, planlos zusammengelegte alte Klischees, sondern eine sorgfältig zusammengestellte Sammlung guter alter, neuer und neuester Kunst, ausschließlich Holzschnitt, Stich, Federzeichnung, Radierung, also Techniken, die sich für die graphische Wiedergabe besser eignen als Leinwandbilder; und er gibt auf der Rückseite der Blätter gute Gedanken im Sinne deutschen Tatdenkens und bewußter Tiefengestaltung des Lebens. Sicher das Beste unter seiner Art. Und etwas Aehnliches für die Jugend: Der Kinderfreund. Ein Kunstkalender für die Jugend. (Hamburg, Rauhes Haus, 2 M.) Gute Kunst in Ernst und Scherz, Belehrendes aus Natur und Technik und Erdkunde, alles ausgesucht für den Gedankenkreis der 8- bis 15jährigen und von einem für dasselbe Alter geeigneten Text begleitet. Wir freuen uns, diesem Kalender zum zweiten Male zu begegnen und wünschen ihm sehr, daß er noch viele Jahrgänge erleben möge.

Hr.

Für die Jugend.

Zunächst etwas für die Kleinsten. Wenn einer der deutschen Großmeister, Hans Thoma, seine hohe Kunst in den Dienst des Bilderbuches stellt, so ist das einfach ergreifend. Der Verlag Josef Scholz (Mainz) stand Pate dabei: ABC-Bilderbuch mit Bildern und Versen von Hans Thoma ist's betitelt (in Halbl. 3,35 M.). So den

Kleinen dienen, sinnig und tief und schlicht, kann nur ein echtes deutsches Gemüt wie der Altmeister vom Schwarzwald. Deutsche Eltern, hier gibt's etwas Köstliches für eure Kleinen! Auch sonst hat der Verlag Scholz wundervolle Gaben fürs Kinderherz in seinen „Kunstbilderbüchern". Wir erwähnen die Geschichten vom Rübezahl mit Bildern von Robert Engels (1,65 M.); das sinnige, träumerische Märchen „Die blauen Augen" von Eva Thaer mit Bildern von Richard Schulz (1,50 M.), und für ganz Kleine die Tiergeschichten, ausgewählte Fabeln von Lessing, Gellert usw. mit den kecken Bildern von Franz K. Stahl. Auch sonst stellt der Verlag seine Arbeit in den Dienst der schönen Aufgabe, auch das Bilderbuch der künstlerischen Volkserziehung einzugliedern, und darin verdient er kräftigste Förderung.

Hübsch in den Bildern, aber ganz rückständig im Text — auch abgesehen von der klafterdick aufgetragenen Tendenz — sind die Bändchen der bei Herder in Freiburg erscheinenden Sammlung „Aus fernen Landen", die uns vorliegen: 4.: A. v. B., Maron, der Christenknabe aus dem Libanon. 7.: F. S., Der Gefangene des Korsaren; 13.: Josef Spillmann, Der Zug nach Nicaragua; 26.: Bernhard Arens, Der Sohn des Mufti. Bedeutend höher steht die dichterisch empfundene und in das Gewand edler Sprache gekleidete Erzählung von Helene Pagés aus dem Kinderkreuzzug: Von Godefried und Mechthildis, die kreuzfahren gingen (Ebda 214 S. 3,50 M.). Aber schließlich ist das Gericht doch zu zuckersüß. — Von Franz Herwigs „Heldenlegende" sind wieder vier weitere Hefte ebenda erschienen. (5. Barbarossa. 6. Maximilian. 7. Dürer. 8. Johann von Werth. 18—22 S. Je 60 Pf.). Stand man den ersten vier Heftchen bisweilen mit Unbehagen gegenüber, so wird hier höchstens gegen die Behandlung Barbarossas und die Verteidigung der Universalmonarchie Einwand erhoben werden können. Aber freilich: gerade diese Auswahl aus dem Bildersaal deutscher Geschichte! Bot das 17. Jahrhundert wirklich keinen anderen heldischen Charakter? Und genügt für das vorangegangene Jahrhundert wirklich Dürer?

Eine hübsche Verbindung von anziehenden Märchen mit liebevoller Naturbetrachtung bietet die gemeinsame Arbeit von Paul und Anna Blau, Wie's wispert und wuspert im grünen Wald (Hamburg, Ernte-Verlag 1924. 157 S. Lbd. 3 M.). Das zur Vertiefung hinleitende Buch wird Knaben und Mädchen vom 9.—12. Lebensjahr große Freude bereiten.

Wsr.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend). — Verlag: Säemann-Verlag in Berlin W 35 (Postscheckkonto Berlin 466 92). — Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35.